

Miriam Magall

geb. 1942 in Treuburg (Ostpreußen)

„Erst mit 18 Jahren erfuhr ich von meinem zweiten, versteckten Leben“

Lange Zeit war in meinem Leben nichts, wie es aussah. Wer ich wirklich bin, erfuhr ich erst 1961, im Alter von fast 19 Jahren. Ich ahnte schon als Kind, dass ich nicht die Tochter der Frau war, die sich lange Zeit als meine Mutter ausgab.

Die Wahrheit über mich und meine Herkunft war dann schrecklicher, als ich sie mir jemals vorgestellt hatte. Meine ganze Kindheit und Jugend über blieb mir meine Identität verborgen – bis man mir meine sorgsam versteckte Geschichte in einer einzigen Nacht erzählte. Seitdem habe ich nun zwei Geschichten, zwei Leben, die beide zu mir gehören. Ich will sie nacheinander erzählen, so wie auch ich sie erfuhr.

In meinem ersten, falschen Leben bin ich das Kind einer Frau, die ich im folgendem „M“ nenne. Sie gab vor meine Mutter zu sein. Zeit meines ersten Lebens wollte ich weg von dieser Frau, zu der mich nichts hinzog. Sie war grobschlächtig, ungebildet und ohne Liebe für mich. Mein erstes Leben begann mit Gewalt, die mich noch viele Jahre begleitete. M floh mit mir im Winter 1945 aus Ostpreußen, wo ich geboren worden war. Ich war etwa vier Jahre alt, als meine ersten Erinnerungen einsetzen.

Ich wuchs mit M in der Nähe von Seesen auf. Die Stadt liegt im leicht hügeligen Vorland des Harzes, zwischen Göttingen und Hannover. Durch viele Zufälle hatte es uns nach der Flucht aus Ostpreußen hierher verschlagen. M erzählte allen, ihr Mann sei im Krieg gefallen, ich glaubte lange, der Gefallene sei mein Vater. Er hatte einen älteren Bruder, der einen Bauernhof ganz in der Nähe bewirtete. Dort kam ich die erste Zeit unter, wenn M arbeiten ging. Sie hatte eine Stelle in einer Konservenfabrik gefunden. Ich blieb bei Onkel Martin und seiner Familie auf dem Hof.

Es gab Kühe, Schweine und Pferde. Ich musste mithelfen, Unkraut jäten, bei der Ernte mit anpacken, die Hühner füttern, obwohl ich noch sehr klein und schwach war. Wenn Onkel Martin abends vom Feld nach Hause kam, musste ich ihm eine Schüssel warmes Wasser und ein Handtuch bringen. Er hatte aus dem Ersten Weltkrieg ein kaputtes Bein, das bis zu seinem letzten Tag nicht zuheilte. Ich musste ihm die Wunde sorgfältig auswaschen und abtupfen, ich ekelte mich vor dem Fleisch, das ständig nässte.

Ich war nicht das einzige Kind im Haus. Onkel Martin und seine Frau hatten einen Sohn, außerdem lebten noch zwei Waisenkinder bei ihnen, deren Eltern bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen waren. Alle waren älter als ich. Das Mädchen behandelte mich sehr schlecht. Einmal zwang sie mich eine Gurke zu essen, die sie ausgehöhlt und mit Pfeffer gefüllt hatte. Als mein Hals wie Feuer brannte, brachte sie mir ein Glas Wasser. In der Nacht musste ich auf die Toilette. Sie befand sich im Kuhstall, und ich hatte furchtbare Angst alleine hin zu gehen. Das Mädchen zwang mich ins Bett zu machen. Am nächsten Tag, als M zu Besuch kam, verprügelte sie mich dafür. Es war nicht das einzige Mal, dass sie mich schlug.

Ich lernte aber, dank der beiden Jungen, mit fünf Jahren reiten. Im Sommer schwammen wir in den Teichen. Schwimmen wurde meine Leidenschaft. Im Wasser fühlte ich mich leicht und sicher. Der ältere Junge brachte mir das Lesen bei und gab mir seine alten Schulhefte. Am Liebsten zog ich mich mit ihnen unter einen Baum zurück. Ich las sie sorgfältig. Ich liebte das Lernen. Für mich waren es die schönsten Momente meiner Kindheit.

Die Derbheit meines Onkels Martin stieß mich ab, die ganze Familie benutzte eine grobe Sprache. Auch das Essen im Haus war eine Katastrophe. Montag gab es Erbsensuppe, Dienstag Linsensuppe, Mittwoch Bohnensuppe, Donnerstag ebenfalls etwas Schreckliches und Freitag immer Pellkartoffeln mit saurem Hering. Im Herbst wurde geschlachtet und meine Tante kochte Blutsuppe und Blutwurst. Mich ekelte vor der roten, schaumigen, warmen Suppe. Ich wollte das Schweineblut auf keinen Fall anrühren. Als hätte ich geahnt, dass es für mich Tabu war. Dafür schlugen sie mich heftig.

M besuchte mich nur an den Wochenenden, da sie Schichtdienst hatte. Mich störte das nicht, ich vermisste sie nicht. In der Konservenfabrik hatte sie einen älteren Mann kennen gelernt. Bald darauf beschlossen die beiden zusammen zu ziehen. Ich sollte zu ihnen kommen.

Wir bezogen eine Wohnung in der Kleinstadt Seesen. Im obersten Stock eines Mietshauses, die Hausbewohner teilten sich Waschbecken und Toilette auf dem Flur. Die Gegend galt als vornehm. Schräg gegenüber lag ein großes Einfamilienhaus mit Schaukel und Sandkasten im Garten.

Ich spielte nach dem Umzug in die Wohnung immer alleine unten im Hof, der eingezäunt war. Die Nachbarskinder standen am Gitter und warfen mit Steinen auf mich. Sie riefen mir „Polackin“ zu, weil ich nur ein paar Worte Deutsch kannte. Ich hatte nur polnisch gelernt, weil alle meine Verwandten aus dem Grenzgebiet Ostpreußen/Polen stammten.

Eines Tages hatte ich genug. Ich warf einen Stein zurück und traf das Mädchen, das in dem schönen Haus mit der Schaukel wohnte. Sie rannte weinend zu ihrer Mutter. Seltsamerweise wurde ich von allen Kindern ab diesem Moment akzeptiert.

Auch die Mutter des Mädchens war mir nicht böse. Sie sprach mich freundlich an, und ich durfte ab und zu in ihrem Garten spielen. Der Vater des Mädchens hatte ein eigenes Bauunternehmen und war sehr höflich. Die Mutter kleidete sich nach der neuesten Mode. Im Haus gab es eine große Bibliothek. Ich bewunderte diese Familie und fühlte mich ihr viel näher als M und ihrer groben Verwandtschaft.

Am Geburtstag der Tochter schenkte mir diese Nachbarin ein Paar kaum getragene, schwarze Lackschuhe. Ich zog sie an und lief voller Glück nach Hause. So etwas Wunderbares hatte ich noch nie besessen. M dachte sofort, ich hätte sie gestohlen. Sie packte mich und schleifte mich zur Nachbarin, damit ich mich entschuldige. Diese sagte ihr, die Schuhe seien ein Geschenk. Von jetzt an werde sie auch andere Sachen an mich weitergeben.

In unserer Wohnung war kein Platz für mich. Ich schlief hinter einem Vorhang den M vor eine Ecke gehängt hatte. Sie war schwanger mit einem Kind von ihrem älteren Partner. Ich hasste diesen Mann, nannte ihn nie bei seinem Namen. Bis heute spreche ich von ihm als „diesen Menschen“.

Als M wegen der Geburt ins Krankenhaus musste, blieb ich alleine mit diesem Menschen. Zuerst streichelte er mich, als ich ihn wegstieß, vergewaltigte er mich brutal. Dies tat er für die nächsten zehn Jahre. Er arbeitete als Schuster in einer eigenen Werkstatt und hatte grobe, rissige Hände. Die Fingernägel waren immer schwarz von der Schuhcreme. Ich war klein und zierlich und wehrlos.

M unternahm nichts dagegen, sie wusste es, weil sie einmal zur Tür hereinkam, als er von mir abließ. Ich versuchte mich einer Tante anzuvertrauen, doch sie hielt es für eine kindliche Phantasie. Ich hatte in der Schule eine Sportlehrerin, die mich beim Wettkampfschwimmen förderte und die ich verehrte. Auch ihr erzählte ich davon. Sie hielt es ebenfalls für eine Einbildung. Danach gab ich es auf darüber zu sprechen.

Da die Wohnung mit dem zweiten Kind zu klein geworden war, mussten wir zu den anderen Ostflüchtlings in das ehemalige Zwangsarbeiterlager ziehen. Es lag auf einem Hügel vor der Stadt. Einfache Holzbaracken, in langen Reihen errichtet. Die Wege dazwischen weichten bei Regen zu Schlammfeldern auf. Hier lebten Ostpreußen, Pommer, Schlesier.

Wir bekamen eine Baracke zugewiesen. In ihr wohnten noch vier andere Familien. Wenn jemand sich in der ersten Wohnung im Bett umdrehte, hörte man es in der letzten. Wir hatten kein fließendes Wasser. Zum Waschen ging ich zu einer Pumpe in den Hof. Als ich in die Schule kam, merkte ich, dass wir Lagerbewohner bei den Leuten in der Stadt den schlechtesten Ruf hatten. Wir Flüchtlinge hieß es, hätten alle Läuse und wären dreckig. Ich hasste diesen Ort, der nur vorübergehend unser Zuhause sein sollte. Ich lebte über zehn Jahre dort.

Ich war das einzige Flüchtlingskind in meiner Klasse. Anfangs lachten sie über mich, weil ich kein vernünftiges Deutsch sprach. Ich lernte aber schnell, denn nach dem Steinwurf hatte ich beschlossen nie wieder polnisch zu sprechen. Auch äußerlich fiel ich auf. Die meisten Kinder in meiner Klasse waren blond bis mittelblond, mit glatten Haaren. Ich war dunkelhaarig und hatte lange Locken. Auch M war blond. Ich wunderte mich, weil wir uns überhaupt nicht ähnlich waren.

In der Schule schämte ich mich für unser Leben. Ich lud nie jemanden nach Hause ein. Während meiner ganzen Schulzeit wurde ich auch nie von einer Mitschülerin eingeladen. Für Ausflüge gab es zu Hause kein Geld. Wenn meine Mitschüler ins Theater oder ins Museum gingen, konnte ich nicht teilnehmen. Am Ende unserer Schulzeit fuhren wir zum Abschluss nach England ans Meer. Ich wollte es unbedingt sehen. Die ganzen Sommerferien arbeitete ich in einer Fabrik, um das Geld zusammen zu sparen.

Der Klang anderer Sprachen und Länder zog mich an. Ich träumte davon, woanders zu leben, mein Leben endlich selbst zu bestimmen. Ich wollte nur von zu Hause weg, weg von M, weg von den dreckigen Händen.

Die Schule beendete ich als Klassenbeste. Ich war 16 und wäre gerne weiter in die Schule gegangen, doch M und dieser Mensch verboten es mir. Ich sollte arbeiten gehen und Geld verdienen. M erlaubte mir aber, dass ich als Au Pair Mädchen ins Ausland gehe.

Für meine Bewerbung brauchte ich meine Geburtsurkunde und einen Ausweis. Ich fragte M danach. Sie wich meiner Frage aus. Ich erfuhr, dass keinerlei Papiere von mir existierten. Alles, was es je gegeben hatte, sei bei der Flucht verloren gegangen. Ich drängte M, mir die Papiere zu beantragen.

Während ich darauf wartete, hatte die Stadt Seesen nach langen Jahren beschlossen für die Bewohner des Lagers Häuser zu bauen. Das komplette Lager zog in ein Viertel am Rande von Seesen. Nur den Verheirateten wurde eine eigene Wohnung versprochen. Die Stadtverwaltung stellte M vor die Alternative: Entweder sie heiratet diesen Menschen oder sie

bekommt keine Wohnung. M bezog eine Kriegerwitwenpension, weil ihr Mann, mein angeblicher Vater, im Krieg gefallen war. Das hatte sie durch eine Vermisstenanzeige erfahren. Durch eine Heirat hätte sie keinen Anspruch mehr darauf gehabt. M war pragmatisch. Sie entschied sich gegen die Heirat und für das Geld.

Ich war erleichtert, glücklich war ich jedoch nicht. Nachdem wir ohne diesen Menschen in die neue Wohnung zogen, bekamen wir beide am ganzen Körper Furunkel. Als wollte alles Böse aus dem Flüchtlingslager aus unseren Körpern heraus. Wir badeten praktisch in Sagrotan. Es dauerte mehrere Monate, bis wir die Furunkel los waren. In dieser Zeit wartete ich jeden Tag auf meine Papiere. Ich lief zu den Ämtern, fragte nach und wurde getröstet.

Es dauerte insgesamt zwei Jahre, bis meine Papiere fertig waren. Ich war inzwischen 18 Jahre und hielt zum ersten Mal einen Ausweis in meiner Hand. Damit wollte ich so schnell wie möglich ins Ausland, ich wollte Sprachen studieren, zunächst französisch. Über das Arbeitsamt bekam ich eine Stelle als Au Pair Mädchen in Genf. Ich fand eine Familie in der Schweiz, die mich aufnahm und für deren Kinder ich sorgen sollte. Am Abend packte ich meinen Koffer. Die Fahrkarte legte ich wie einen wertvollen Schatz unter mein Kissen, damit sie auch ja nicht weggam.

In der Nacht vor meiner Abreise kocht M eine Kanne Tee. Sie stellt neue Teegläser auf den Tisch, die weiße Zuckerdose, ein paar selbst gemachte Kekse. Sie ist schon den ganzen Tag seltsam, behandelt mich freundlich. Ich soll mich aufs Sofa neben sie setzen. Ich warte, schließlich rückt sie dicht neben mich. Nach längerem Schweigen fängt sie an zu erzählen.

Sie erzählte mir die Geschichte meiner wahren Herkunft. Es dauerte die ganze Nacht. Ich nenne es die Nacht meiner Wiedergeburt. Seitdem habe ich ein zweites Leben, eines, das viel besser zu mir passt.

In meinem zweiten, wahren Leben bin ich das Kind jüdischer Eltern. M ist darin nur das Dienstmädchen meiner Eltern, nicht meine Mutter.

Ich stamme aus einem vornehmen Haus einer wohlhabenden Familie. Es lag nahe der Tłomackie-Straße, einer Hauptstraße, in der die große Warschauer Synagoge stand. In dem Haus wohnten meine Eltern. Mein Vater, Dr. Gabriel Kowalski, und meine Mutter, Zelda Kowalski, geborene Nussboim.

Mein Vater arbeitete in einem Krankenhaus und behandelte spätnachmittags in seiner Praxis arme Leute, die kein Geld für einen Arzt hatten. Er kam ursprünglich aus der Krochmalna, einer Straße im überfüllten jüdischen Slum von Warschau. Seine Familie war sehr arm,

aber fromm. Meine Mutter dagegen war die einzige Tochter aus einer reichen Dynastie von Pelzhändlern, die aus Zamość stammte. Das ist eine Stadt, die im Dreiländereck Polen, Ukraine, Russland liegt.

In jüdischen Kreisen war es in dieser Zeit üblich, dass Wohlhabende das Studium von ein oder zwei armen Jungen finanziell unterstützten. Meine Großeltern mütterlicherseits bezahlten meinem Vater das Medizinstudium. Meine Mutter verliebte sich ihn in.

Sie heirateten und mein Vater zog in das große Haus seiner Schwiegereltern mit ein. Mitte der 30er Jahre suchten meine Eltern ein polnischsprachiges Dienstmädchen, die helfen sollte, die vielen Zimmer zu bewirtschaften.

So kam M zu ihnen. M stammte aus einer Siedlerfamilie in Ostpreußen. Arme Leute, die ein Stück Land besaßen und eine Kate gebaut hatten. Mit 14 Jahren arbeitete sie schon als Magd auf einem Gutshof. Als ein vornehmer Herr im Auftrag meines Vaters sie von dort abwarb, war sie sehr froh, die schwere Arbeit verlassen zu können. M fuhr mit dem Zug nach Warschau zu meinen Eltern. Ihre Familie hatte den Nachbarn nicht erzählt, dass ihre Tochter bei einem Juden arbeitete. Schon damals war in Polen der Antisemitismus weit verbreitet. Im Haus gab es eine jüdische Köchin, die koscher kochte, einen Chauffeur und Gärtner.

Ende September 1939 marschierten deutsche Truppen in Warschau ein. Viele Bewohner mussten ihre Wohnungen in besseren Gegenden räumen, darunter alle Juden. Zum Glück waren meine Großeltern kurz davor eines natürlichen Todes verstorben, mit wenigen Wochen Abstand. Meine Großmutter hatte einfach aufgehört zu essen, nachdem ihr Mann gestorben war. Sie wurden auf dem jüdischen Friedhof in Warschau beerdigt. Ihre Gräber sind die einzige Spur, die mir von meiner Familie blieb.

In den schönen Häusern wurden bevorzugt deutsche Offiziere untergebracht. Kurz bevor meine Eltern ihr Haus verlassen mussten, traf sich die ganze Familie an Sukkot, dem Laubhüttenfest. Sie saßen zusammen im Keller. Niemand sollte das Treffen bemerken. Die Brüder meines Vaters, seine Schwester Rachel, meine Eltern. Ihnen allen war klar, dass sie verschwinden mussten, um den Deutschen zu entkommen. Sie vergruben einen Teil der kostbaren Dinge im Garten, packten die wichtigsten Papiere ein und gingen in den Untergrund.

Meine Eltern baten M im Haus nach dem Rechten zu sehen. Sie wollten jederzeit darüber informiert werden, was sich tat. Hendryk, der jüdische Kutscher, war blond und blauäugig. Er überbrachte zwischen meinen Eltern und M die Nachrichten. Nachdem meine Eltern untergetaucht waren, zogen deutsche Offiziere in das Haus. M musste bei ihnen sauber

machen und für sie kochen. Hendryk und sie trafen sich wöchentlich auf dem Markt zu einer abgemachten Zeit.

In welchem Versteck meine Eltern lebten, wer ihnen half, das alles weiß ich nicht. Im Herbst 1942 war meine Mutter mit mir schwanger. Ich weiß nur, dass die Leute, bei denen sich meine Eltern versteckt hatten, keine schwangere Frau im Haus wollten. Ein Baby, das schrie, war ihnen wohl zu gefährlich. Selbst gegen Bezahlung war es unmöglich, einen neuen Unterschlupf für eine Jüdin zu organisieren, die ein Kind erwartete. Die deutschen Besatzer führten ein Terrorregime in Polen.

M hatte einen Vorschlag. Die Herrschaften, für die sie zuvor gearbeitet hatte, besaßen eine Jagdhütte im Wald, ganz in der Nähe ihres Dorfes. Von Warschau aus lag sie vier bis sechs Stunden entfernt. Man konnte sie in einem Tag erreichen. Während des Krieges, sagte sie, würde dort niemand jagen. Meine Eltern nahmen den Vorschlag dankbar an.

Der Kutscher Hendryk fuhr meine Eltern, meine Tante Rachel und M mit dem Pferdeschlitten in das tief verschneite Jagdhaus. Es stand in einem dichten Wald und besaß einen Wohnraum mit offenem Kamin.

Dort kam ich am 7. Dezember 1942 auf die Welt.

Meine Mutter verblutete bei meiner Geburt. Obwohl ihr Mann, mein Vater, Arzt war, konnte er ihr nicht helfen. Er hatte keine Medizin, keine ärztlichen Instrumente, um sie zu retten. Mein Vater verzweifelte daran, tagelang saß er teilnahmslos auf einem Stuhl, rührte sich nicht, während ich vor Hunger schrie.

Meine Tante Rachel nahm die Dinge für ihn in die Hand. Sie veranlasste, dass M mich zu sich nahm, solange bis der Krieg beendet sei. Sie sagte ihm, dies sei die sicherste Möglichkeit für mich zu überleben. Er willigte ein.

Mein Vater bestand jedoch darauf, dass zuvor Schiw'a gesessen wird, die rituellen sieben Trauertage. Es ist ein Wunder, dass ich die Tage überlebte. Es gab keine Milch für mich, ich wurde immer schwächer. Nach den sieben Tagen sagte meine Tante Rahel zu meinem Vater, er könne mich gleich neben seiner Frau begraben, wenn ich nicht schnell von hier wegkäme und mit Milch versorgt werde. Sie hatte alles für meine Abreise vorbereitet: In die Ketubba, das ist die jüdische Heiratsurkunde, hatte sie meinen Namen eingetragen: Keren Kowalski, den Namen hatte meine Mutter noch für mich ausgesucht. Nun mussten drei jüdische Zeugen unterschreiben, damit das hebräische Dokument rechtsgültig wurde. Der Kutscher Hendryk, mein Vater und meine Tante Rachel setzten ihre Unterschrift darauf.

Die Ketubba übergaben sie M, mich wickelten sie in eine Decke und gaben M außerdem noch eine Tasche mit kostbaren Sachen mit, die sie aus dem Haus gerettet hatten. Ringe und Schmuck, auch Geld.

M kam unangekündigt mit mir bei ihren Eltern an. Sie hatte ihnen vor Monaten geschrieben, dass sie sich in Warschau in einen Adjutanten mit dem Namen Siegfried verliebt hatte. Statt mich aber als ihr gemeinsames Kind auszugeben, erklärte sie, dass ich das Kind ihrer jüdischen Herrschaft in Warschau sei.

Ihr Vater wollte kein jüdisches Kind im Haus haben. Er sagte, sie solle mich im Wald aussetzen. Dann zeigte M ihm die Tasche mit Schmuck und Geld. Wenn sie das Kind rettete, hatte mein Vater ihr versprochen, würde sie noch mal soviel bekommen. Diese Aussicht stimmte ihren Vater wohl um. Sie musste ihm aber versprechen, dass mich keiner zu Gesicht bekam.

Die ersten drei Lebensjahre verbrachte ich deshalb versteckt im Keller ihres Elternhauses. Ich weiß nicht, wie oft ich an die frische Luft kam. Bis heute versetzt es mich in Panik, in einen Keller hinunter zu steigen.

Ein paar Tage nachdem M mit mir bei ihren Eltern angekommen war, zogen SS-Leute vom Rheinland auf dem Weg nach Litauen am Hof vorbei. In Litauen wollten sie Juden erschießen. Das erzählten sie im Dorf ganz offen. Die SS-Männer der Einsatzgruppe übernachteten in der angrenzenden Scheune. Am Abend erzählten sie M und ihren Eltern, dass sie im Wald eine Jagdhütte entdeckt hätten. Dort seien zwei „Itzigs“ versteckt gewesen, das war ein Schimpfname für Juden. Die Frau, meine Tante Rahel, vergewaltigten sie und dem Juden, meinem Vater, zerschlugen sie das Gesicht. Sie fesselten beide an einen Stuhl und zündeten das Jagdhaus an. Mein Vater und meine Tante, die noch lebten, verbrannten.

Nachdem die SS am nächsten Tag die Scheune verließ, lief die Familie zum Jagdhaus. Sie fanden die verkohlten Überreste der Hütte vor. Die Knochen meiner Tante und meines Vaters vergruben sie im Wald.

Um den Jahreswechsel 1944/45 drang die Rote Armee nach Ostpreußen vor. M und ihre Eltern flüchteten mit tausenden Anderen mitten im Winter. Der Treck wurde durch russische Jagdflugzeuge beschossen. Ihre Eltern blieben im Straßengraben liegen und konnten nicht mehr aufstehen. Sie waren bereits zu schwach. M zog alleine mit mir weiter. Sie schloss sich anderen Flüchtlingen an. Nach vielen Umwegen kamen wir im Harz in der Stadt Seesen an.

M hatte ihre Erzählung geendet. Sie blickte mich an, erwartete Dankbarkeit, Verzeihung, wahrscheinlich wusste sie selbst nicht was. Ich konnte ihr nicht ins Gesicht sehen. Der Tee war in meiner Tasse kalt geworden, ich hatte ihn nicht angerührt. Ich brauchte lange, um mich von dieser Nacht zu erholen. Heute denke ich, ich stand unter Schock. Lange fiel es mir nicht ein, M nach Details zu fragen. Die Fragen kamen erst später. Aber da war M bereits tot.

Im Morgengrauen, kurz bevor ich zum Bahnhof fuhr, drückte sie mir eine Urkunde in die Hand, es war der Ehevertrag meiner Eltern. Ihre Ketubba. Ich konnte sie nicht lesen, da sie auf Hebräisch verfasst war.

M starb im Alter von 42 Jahren. Sie hatte Krebs und wahrscheinlich wusste sie in dieser Nacht schon, dass sie sterben wird. Vielleicht wollte sie deshalb alles loswerden. Es war ihr sehr wichtig, dass ich ihr vergebe. Sie wollte von mir hören, sie sei eine gute Mutter gewesen. Es tut mir leid, das heute sagen zu müssen: Aber ich wünsche ihr und diesem Menschen, der mich vergewaltigte, die Hölle. Ich kann ihnen nicht vergeben.

Meine Tante Rachel hatte mit ihr ausgemacht, dass sie mich nach dem Krieg entweder an Verwandte zurückgibt oder an eine jüdische Organisation. M tat dies nicht. Bis heute frage ich mich warum. Sie hatte mich nie geliebt, nach dem Krieg war ich ihr immer eine Last. Jüdische Organisationen bereisten später ganz Europa und suchten versteckte Kinder. Sie hätten sie belohnt, bis heute verstehe ich ihr Motiv nicht.

Ich bin nur dankbar dafür, dass ich die Geschichte meiner Herkunft noch erfuhr, bevor sie starb. In diesem zweiten Leben fand ich die Wurzeln, die ich schon immer in mir spürte. Ich wurde zur Jüdin. Spät, aber nicht zu spät.

1963 reiste ich mit meinem neuen Pass nach London. Als nach zwei Monaten Aufenthalt mein Geld zu Ende ging, besuchte ich eine Arbeitsvermittlung. Ich sagte der Mitarbeiterin der Agentur ganz offen, dass ich gern für eine jüdische Familie arbeiten möchte. Ich wollte endlich wissen, was Juden sind und wie sie leben. Sie vermittelte mich in eine jüdisch-orthodoxe Familie, wo ich anfangs fünfmal in der Woche putzte. Nach zwei Monaten vertraute ich mich der Hausherrin an und zeigte ihr meine Ketubba. Ich hatte beim Abstauben oft in ihren hebräischen Büchern geblättert und wusste inzwischen, dass das Dokument in derselben, für mich geheimnisvollen Schrift verfasst war.

Die Hausherrin war die erste, die mir die Urkunde vorlas. Auf der Rückseite war meine Geburt eingetragen, mein Name und das Geburtsdatum: Keren Kowalski, geboren am 28. Kislew 5703. Ihr Mann zeigte sie dem Rabbiner ihrer Synagoge, der sie prüfte und mich zu sich bestellte.

Seine erste Frage an mich lautete: „Wissen Sie schon, dass Sie Jüdin sind?“

Ich antwortete: „Das weiß ich bereits. Ich weiß nur nicht, was Juden sind.“

„Ja, sind Sie denn daran interessiert?“

„Ja“, sagte ich schnell, „natürlich!“

Der Rabbiner brachte mir hebräisch bei und lud mich zum Gottesdienst in die Synagoge ein. Ich ging mit meiner Gastfamilie, die mich auch zum Sabbat zu sich nach Hause baten. Ich feierte mit ihnen und aß zum ersten Mal kosher. Von ihnen lernte ich nach und nach, was es bedeutet, den jüdischen Glauben zu leben. Ich traf eine Wahl: Ich wollte künftig als fromme Jüdin leben. In der jüdischen Gemeinschaft fand ich die Familie, die mir lange verwehrt blieb.

Miriam Magall studiert zunächst Sprachen, später Kunstgeschichte und Judaistik. Sie arbeitet als Konferenzdolmetscherin und Übersetzerin, unter anderem im ersten israelischen Prozess gegen den mutmaßlichen Kriegsverbrecher John Demjanjuk. Zwölf erlernte Sprachen, 300 übersetzte Bücher, eigene Sachbücher und Romane unter dem Pseudonym Rachel Kochawi, zeugen von ihrer großen Produktivität. Als Sprach- und Religionswissenschaftlerin beschäftigt sie sich mit den drei großen monotheistischen Religionen, dem Judentum, dem Christentum und dem Islam. Sie lebt viele Jahre in Israel bevor sie 1988 mit ihrem Sohn wieder nach Deutschland zurückkehrt. Seit 2010 lebt Miriam Magall in Berlin. Neben Lehrtätigkeiten an Volkshochschulen hält sie Vorträge über jüdische und israelische Themen in Schulen, Museen und Kirchengemeinden.

Aus: Tina Hüttel/Alexander Meschnig: Uns kriegt ihr nicht. Als Kinder versteckt – jüdische Überlebende erzählen. 2013 Piper Verlag GmbH, München 2013. S. 140—156.